

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Rebr., Donnerstag, den 16. März 1916

Die Glocke von Y.

Marineflotte von Alfred Manns.

Es war windig im Kermellanal, wie immer, aber heifer Sonnenlicht brütete auf dem leicht bewegten Wasser und machte das Sehen schwer. Hier und da machte ein Schweinsfisch seinen Wogenprung durch die Luft. Vereinzelt schwebte freischwebend eine Möwe im Schaufelzug vorbei, sonst war alles ruhig.

Blötzlich tauchten am Horizont aus der Richtung der englischen Küste zwei Punkte auf, die schnell wuchsen. Die Punkte wurden zu schraubigen grünen Strichen, die sich kaum vom Wasser abhoben, aber nun, näher kommend, doch Form und Gestalt annahmen.

Es waren zwei große patrouillierende Zerstörer vom neuesten Typ. Sie fuhren in seitlichem Abstand von etwa einer Seemeile. Jetzt mächtigten sie ihre rasende Geschwindigkeit. Signalwimpel schossen hoch auf dem Boote des Kommandanten.

„You see anything?“
„Nothing, and you?“
„Nothing at all! Go on! Full speed!“

Nach diesem Flaggenspruch saßen die Zerstörer im Schnellgastempo davon und waren, trotz ständiger Wogen- und Schiffschläge, bald nach Süden zu verschwinden.

Wieder herrschte Ruhe auf dem Wasser.

Oben, hoch in der Luft, zog ein Fischadler seine Kreise. Einen Augenblick stand er fast unbeweglich still und stieß dann wie ein Pfeil schräg auf die Fluten. Er hatte das Wasser noch nicht erreicht, als er den wohlberrechneten Sturz unterbrach und mit flatternden Schlägen wieder zur Höhe strebte.

Der Schellfisch, der keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr gehabt hatte, schwamm gelassen seines Weges. Auf der Stelle aber, wo er gesehnen, tauchte etwas Rundliches, Meerfarbendes aus der See. Langsam und vorsichtig schob sich der seltsame Gegenstand etwa einen Meter hoch über die Oberfläche des Meeres.

So verblieb er einige Minuten, dann wachte der Gegenstand noch um einige weitere Meter. Er sah jetzt aus wie ein langer Miniaturschiffsventilator, dessen Öffnung sich wie borchend und forschend nach allen Himmelsrichtungen drehte.

Nach Nordwesten gelehrt, verarbeitete die Erscheinung lange ruhig. Diese Vorhitz behielt sie bei, wenn auch die Stange von Zeit zu Zeit immer wieder Drehungen um die eigene Vertikalachse tat, die eine kurze Unterbrechung erfuhr, wenn die Öffnung südlich stand.

Im Nordwesten erschien abermals ein dunkler Punkt, der massiger, höher war als jener der beiden. Zusehends wuchs der Punkt, und bald ließen sich die Umrisse eines großen Ocean-Dampfers deutlich erkennen.

Als er die Größe eines Kinder-spielzeugs erreicht hatte, versank die Stange im Meer. An einer anderen Stelle kam sie eine Viertelstunde später wieder empor, um schon nach wenigen Sekunden abermals zu verschwinden.

Stampfend und rollend näherte sich der riesige Frachtdampfer. Er trug eine Flagge und war ein ganz neues Schiff.

Auf der Kommandobrücke stand ein englischer Marinelotse, der das englische Schiff durch die Minenfelder und an den Dampfen entlang ins offene Meer führen sollte. Neben dem Lotsen, der auf die Fahrtrichtung achtete, stand der Kapitän und beobachtete mit einem scharfen Glase das Meer ringsum.

Mit einem Male stieß er einen derben Fluch aus und ließ das Glas sinken.
„Here it is!“

Der Lotse blickte sich auf die Lippen, dann schob er den Steuerer beiseite und trat selbst an das Rad.

„Vollampf!“ meldete der Schiffs-telegraph im Maschinenraum. Wie ein Wechsen und Stöhnen zuckte es durch das Schiff.

Vornaus, etwas seitlich ward wieder die Stange sichtbar, aber sie wurde nicht länger. Nun teilten sich neben dem Rohre die Wasser, ein Gelände tauchte auf und darunter ein Ding wie ein großer umgekehrter ovaler Topf. An einem kleinen Stäbchen ging die deutsche Kriegsflagge hoch und gleich darauf entfiel einer Öffnung des Topfes ein kleiner seh-niger Mann im Delanage, während unmittelbar unter der Wasserfläche der zigarettenschlange Raucher des Unterseebootes erkennbar wurde.

„Halt!“ signalisierte der Kapitän-leutnant.

Der englische Marinelotse reagierte nicht. Während der Telegraphist des

Dampfers seine Hilferufe in alle Winde schickte, versuchte der Lotse durch eine plötzliche Bewegung mit dem Riel, auf das Unterseeboot zu kommen. Das Manöver mißlang.

„Deniale belasten!“ schrie er durch das Sprachrohr in den Maschinenraum. Die Geschwindigkeit erhöhte sich, das Schiff zitterte und trachte, besonders wenn durch den leichten Wellengang das Hinterteil hochkam und die Schraubenflügel sekundelang keinen Widerstand im Wasser fanden.

„Halt oder ich versenke Euch!“ wiederholte der Kommandant des Unterseebootes, das hinter dem Dampfer trotz dessen großer Schnelligkeit nur wenig zurückblieb.

Der Lotse rief dem Kapitän das Glas aus der Hand, sah einen Augenblick hindurch, und seine Miene hellten sich auf.

„There they are coming.“
„Im Südwesten erschienen zwei winzige Punkte.“

Ingrimmig lachend schob der Engländer eine Flöte in den Mund; ein schriller Pfiff ertönte, und gleich darauf donnerte eine Salve von drei kleinen Geschützen durch die Kanjüstenfenster.

Der Lotse ließ vor Freude fast sein Steuerbord fahren: „We have got him!“

Auf dem Unterseeboot fant das nicht völlig wieder eingezogene Periscope und auch der Signalmast ins Meer. Die Punkte im Südwesten wuchsen zusehends.

Aber der Engländer hatte zu früh gejubelt.

Vom Tauchboote löste sich ein weißer Schaumstreifen ab, und noch ein weiterer.

Der Lotse sah es wohl und versuchte durch eine schnelle Wendung dem Verhängnis zu entgehen. Vergebens, beide Schüsse trafen. Mit einem fürchterlichen Krach brach das Schiff mitten auseinander und sank in wenigen Minuten.

Als die Zerstörer anlangten, vermochten sie nur noch einige mit Rettungs-gürteln versehene Matrosen aufzufischen; als letzte Leberreste des Dampfers trieben einige lose Holzstücke umher, das war alles. Auch von dem Unterseeboote fehlte jede Spur. War es gesunken? Die geretteten Matrosen erzählten dem Kommandanten der beiden Zerstörer, daß bestimmt Periscope und Funkenmast getroffen seien, daß aber zu weiteren Beobachtungen die Zeit gefehlt habe.

Jetzt galt es aufzupassen, dann vermochte das nunmehr tauchstumme und blinde Boot nicht seinem Schicksal zu entgehen.

Zwanzig Meter unter der Oberfläche hing das deutsche Tauchboot zwischen den Fluten. Es hatte seine Fahrt eingestellt.

Kapitänleutnant Siegbert verhehlte sich keineswegs die Hoffnungslosigkeit der Lage. Kopfschüttelnd betrachtete er den von Grund auf zerstörten Mechanismus des Periscope. Hier ließ sich kein Referveapparat anbringen, da die Deadendführung ebenfalls beschädigt war. Glücklicherweise paßte noch der Schieberverschluss.

„Wie lange haben wir Sauerstoff und Proviant?“

Obermaat Vertich stand stramm. „Für zwei Tage. Wir sollten heute abend zurück sein.“

„Um, es ist gut“, sagte der Kapitänleutnant und sah interessiert zu dem Marinetechniker hinüber, der an dem Telefunkenapparat hantierte. Das Ding sah böse aus.

Das Gehirn des Offiziers arbeitete und suchte nach einem Auswege. Siegbert wußte natürlich, daß die englischen Zerstörer über ihm patrouillierten. Da gab es kein Entkommen. Vielleicht bei Nacht? Es war Neumond und er Himmel bewölkt, kein Seegerleichen zu erkennen, und der Kompaß durfte kaum beleuchtet werden. Außerdem vermochte er bei der Unmöglichkeit der notwendigen Ortsbestimmungen so gut wie nichts zu nützen. Nein, auch von der Nacht ließ sich vernünftigerweise keine Rettung erwarten; in neunzig von hundert Fällen würde eine Mine, eine Sandbank, im günstigsten Falle Raperung das Los sein.

„Herr Kapitänleutnant“, meldete losden der Ingenieur, ohne von der Telefunkenanlage aufzusehen, „der Empfänger ist hin, da hilft keine Kunst, aber der Geber, glaube ich, läßt sich wohl wieder in Ordnung bringen.“

Siegbert zuckte die Achseln. „Was nützt es? Auf unseren belgischen Stationen haben wir zurzeit keine Zerstörer, nur Torpedos und Unterseeboote. Wozu die in Gefahr laden; denn selbstverständlich würden sie das Unmöglichste versuchen und dabei ebenfalls zugrunde gehen. Uebrigens, sie finden uns ja auch gar nicht, denn erstens wissen wir nicht, wann sie

kommen, und zweitens können wir uns überhaupt nicht bemerkbar machen. Nein!“ — die schlanke Gestalt des Offiziers reckte sich, „wir wollen den Versuch machen und mit Instand sterben.“

„Eben wollte Siegbert dem Maschinenmaat im Elektromotorenraum einen Befehl erteilen, als sein Blick auf den Ingenieur fiel, der, völlig gelassen, dicht unter der elektrischen Lampe auf eine Photographie blickte. Der Kommandant trat hinzu.

„Frau und Bub?“

Der Ingenieur nickte und reichte dem Kapitänleutnant das Bild, das dieser, obwohl er allein in der Welt stand, nicht ohne Mühe betrachtete.

„Famos, und der Junge: ein Prachtkind!“

„Ja, ist er.“

„Es fühlte sich ja wohl schwerer mit so was“, murmelte Siegbert vor sich hin und wollte das Bild zurückgeben, als er sagte:

„Der Junge hat ein Glöckchen in der Hand — eine Glode“, sprach er zu sich selbst, dann richtete er seine Blicke wie gebannt auf ein etwa zwanzig Zentimeter im Durchmesser haltendes flachrundes Kästchen aus Metall mit einer Glaslinse vorn.

„Man ist ja noch nicht daran gewöhnt — Herrgott, wie könnte man sonst vergehen! — der Telefunken-geber funktioniert“, sagte er. „Ist das sicher?“

„Ganz sicher nicht, aber ich glaube bestimmt, daß ich ihn jetzt in Verbindung habe“, antwortete der Ingenieur.

„Mensch, Werner, so machen Sie doch ein frohes Gesicht, dann sind wir ja gerettet! Wir haben ja die Unterwasserhallen; dachten denn auch Sie nicht daran?“

Ein Schimmer von Freude huschte über die männlichen Züge des Ingenieurs.

„Wir können um das Läuten der Unterwassergerätele in einer belgischen Station funkeln. Nein, in der Tat, ich dachte nicht daran.“

„Aber sofort! Höhensteuer auf! Pumpen an! Hoch!“ tönte der Befehl.

Ein Maschinenmaat schob unter Leitung des Ingenieurs behutend durch die nach dem Schuß schnell verstopfte Einföhrung des Signal-mastes einen Referveapparat mit der Geberleitung der Bordtelefunkenstation. Schnell wurde das Telegramm mehrere Male hintereinander abgegeben, worauf das Boot wieder tiefer ging. Eine Antwort konnte nicht erwartet werden, weil der Empfänger vernichtet war, wiewohl Umstand der Kommandant ebenfalls gesunken hatte.

Während Siegbert die Telephonhörer der Unterwasserhallen an die Ohren preßte, ging Werner, die Anlage selbst noch einmal genau zu inspizieren.

Werner hatte alles in tadelloser Ordnung vorgefunden und trat nun wieder zum Kommandanten, der noch immer angestrengt horchte.

„Sie lassen sich Zeit“, redete er vor sich hin, „aber freilich, die Unterwassergerätele werden ja sonst nur bei Nebel gefaltet, bei der klaren Luft sind die Stationen sicherlich nicht besetzt, die Mechaniker müssen erst an Ort und Stelle. Ober sollte der Telefunkengeber doch nicht —? hier brach Siegbert ab, und seine Miene nahm den Ausdruck äußerster Spannung an.

„Lang, lang, kurz, lang.“

„Glodenschlag von Y“, sagte der Ingenieur.

„Nur im rechten Hörer, der Schall kommt also von rechts“, fuhr der Kapitänleutnant fort und gab dann den Befehl in den Maschinenraum:

„Langsam nach rechts wenden; etwas zurück — so! Jetzt habe ich die Töne rechts und links gleich stark! Wir stehen also mit dem Riel genau auf Y. Die Sache stimmt!“

Freudig legte Siegbert beide Hörer fort. „Großartig, Werner, einfach großartig.“

„Ja“, sagte der Ingenieur. „Daß die Töne, von der Unterseeboote im Wasser erzeugt, dort weiterziehen, ist ja verständlich, wunderbar aber ist, daß sie sich durch die bei großen Schiffen — wo dasbelle System anwendbar ist — doch ziemlich dichte Seitenwand dem Zantwasser und den darin hängenden Mikrophonen mitteilen.“

Der Kommandant nickte und nahm die Hörer wieder auf, nachdem er eine Karte des Kermellkanals vor sich ausgebreitet hatte.

„Y müssen wir erreichen“, so sprach er weiter. „Wir befinden uns nordöstlich davon, da mit Richtung auf Y die Rängsachse laut Kompaß nach Südwesten steht. Nun ist aber die Einfahrt nach Y nur von Westen her zu bewerkstelligen. Deshalb erst: Auf nach Westen.“

„Weiter rechts!“ ging der Befehl in den Maschinenraum; „so, jetzt ist

die Richtung westlich. Langsam vorwärts.“

Unter den suchenden englischen Kriegsschiffen hinweg schwamm das blinde Unterseeboot dem rettenden Hafen entgegen.

Da festgestellt werden konnte, daß das Boot von der zufällig vorher genau ermittelten Stelle der Katastrophe nicht weit abgetrieben war, so ließ sich an der Hand der Seekarten und des Kompasses auch weiterhin die jeweilige Lage mit ziemlicher Sicherheit bestimmen. Hierzu war allerdings eine häufige Richtungsänderung auf die lang, lang, kurz, langen Glodenschläge von Y erforderlich, was, wie erwähnt, der Kommandant dadurch erreichte, daß er das Boot so lange drehte, bis die Tonwellen von Glode Y, den Riel des Schiffes zwischen sich, mit gleicher Intensität gegen beide Seitenwände schlugen. Allerdings gab das bei der flachen Richtung nur sehr schwache Töne, die indessen genühten. Die so gemommene Kompaßableitung, auf Y gezogen, schnitt auf der Karte die ebenfalls bekannte Fahrlinie an dem Punkte, wo sich das Boot befand.

Acht Stunden dauerte die Fahrt, dann wies bei einer Drehung die Achse nach Südosten.

„Jetzt haben wir unsere minen- und landbankfreie Rinne“, sagte Siegbert. „Vorwärts, schneller! Karte und Signale brauchen wir nicht mehr; wir fahren nur nach dem Kompaß.“

Nach einer weiteren Stunde schlug der Kapitänleutnant vernügt dem Ingenieur auf die Schulter und rief dann ins Sprachrohr: „Höhensteuer auf für Ueberwasserfahrt!“

Zehn Minuten später standen Siegbert und Werner auf dem Aufbau, während das Boot mit wachsender Geschwindigkeit durch die Rinne des deutschen Schutminnenfeldes fuhr. Schon waren die Seezeichen von Y zu erkennen.

In dem ruhigen Gesicht Werners lag eine stille, heilige Freude.

„Die Unterwassergerätele haben der deutschen Marine ein Schiff und zwanzig brave Matrosen gerettet.“

„Und Ihrem Büßchen einen Papa“, fügte der Kapitänleutnant hinzu.

Die Rede von Durazzo.

(Aus dem Briefe eines Italieners.)

Ein deutscher Korrespondent an der italienisch-schweizerischen Grenze hatte Gelegenheit, Einblick in den Brief zu erhalten. Den eine ihm nahestehende Dame, eine Italienerin, die im letzten Jahr Erholung weilt, von ihrem in Albanien militärisch beschäftigten Sohne erhalten hat. Interessant ist besonders die Schilderung der Zustände in Durazzo:

Das Landungsgeschäft in Durazzo ist schon in gewöhnlichen Zeiten kein Kinderspiel. Heute erfordert es eine Geistesgegenwart und eine Bedacht gegen das seine und das Leben fremder Personen, die uns allen, die wir 36 Stunden — es darf nur in der Nacht gelandet werden — auf dem Schiff unserer Erlebung von der Gefahr von österreichischen Unterseebooten entgegensehen, die Frage nahelegt, ob unter solchen Umständen Italien nicht besser täte, seine Expedition in Albanien aufzugeben. Wiewohl von unserer kostbaren Ladung bei der Zerkauenden Uebernahme auf die Barken ins Meer gefallen ist, wissen andere besser. Es durfte kein Licht der mühseligen Arbeit leuchten. Auch die Geräusche dürfen nicht groß sein, jeder Arbeiter und Soldat ist gehalten, seine laute Flüche auszuzugeln. Denn immer droht auch in stündlicher Nacht das Gespenst, das von Cattaro seinen Weg nimmt. Daß Durazzo keinen Rot und überhaupt keine modernen Hofenanlagen hat, weiß Du schon von früher her. Wir mußten in einer Entfernung von acht Kilometer auf bewegter See halten. Wir mußten aber immer wieder unseren Standort wechseln. Denn jeden Augenblick kam die Meldung: U-Boote gesichtet. Zwei Kriegsschiffe und einige Torpedojäger umgaben uns. Doch mußte der Schuß wohl problematisch sein. Sonst hätte die Lösung unseres 8700 Tons großen Dampfers nicht volle viereinhalb Nächte gedauert. Die in unseren Dienst gestellten Albanier sind unzuverlässig. Die Nacht begünstigt ihre Unterhaltungen. Sie sind einfach unkontrollierbar. Sie haben eine gute Nase. Riffen und Fässer, in denen sie Lebensmittel vermuten, lassen sie auf ihren Barken verschwinden. Die Dunkelheit begünstigt ihren Schmuggel. Ihre Helfershelfer halten sich ebenfalls auf dem Meere auf. Es wandert italienisches Gut von Barle zu Barle in schwebender Nacht und findet Abnehmer, von Dulcigno angefangen bis tief hinab in Korfu und womöglich noch tiefer.

Du wirst fragen, wie ist das aber möglich, wenn den Barken italienische Begleitmannschaften beigegeben werden, wenn auf dem Meere und am Gestade Wachtposten fahren und geben? Darauf kann ich nur antworten: Die Verhältnisse gefalteten Ueberwachung dieser Albanier, die um ein gut Teil gefesselter sind, als man sich in Italien vorstellt. Die Zahl der Wachtposten und Begleitmannschaften, die von ihrer Mission nicht mehr in den Hafen zurückkehren, ist groß. Die albanischen Gewässer sind voller Tüden. Es wird unfagbar schwer, Soldaten zu finden, die sich freiwillig für die bezeichneten Aufgaben melden. Wir haben serbische Flüchtlinge hierzu angenommen, aber die Erfahrung gemacht, daß wir aus dem Regen in die Traufe fallen. Es besteht sogar der Verdacht, daß Serben, die Albanisch sprechen, mit Absicht, diese gutzahlten Dienste übernehmen, um zu Brot, Gewinn und zur Befreiung vom Militärdienst zu kommen.

Es herrschen fürchterliche, nahezu unbeschreibliche Zustände in Durazzo sowohl wie an allen übrigen Küstenplätzen. Die Albanier können nur dann nicht Italienisch sprechen, wenn sie nicht Albanisch oder Serbisch verstehen. In diesen Sprachwirrwirren sind wir einfach verraten und verkauft, weil die meisten Serben, Soldaten wie Zivilisten, es mit den Albanern halten, so wie sich eine Gelegenheit bietet, Geschäfte zu machen, die die Deffentlichkeit scheuen. Unsere Sprachführer reichen nicht aus, wenn wir albanische und serbische Arbeiter und Fischer für die Landungsarbeiten annehmen. Wir mußten die Rolle wie Verbrecher photographieren, um sie später zuverzuertnen, wenn irgendeine dunkle Tat aufzudecken ist. Aber auch dies Mittel verfährt nicht. In allen Höfen laufen die Menschen, Serben, Albanier, Italiener, Montenegriner, Moabombaner und Griechen neben ein paar gedankensaulen Engländern und müden Franzosen wie die Ameisen herum.

Aus armeligen Dörfern sind mit einem Schlage Großstädte geworden, in denen nur die Häuser, die Läden, die Bahnen, die Gasthöfe, überhaupt alles, was den zivilisierten Europäer das Leben lebenswert erscheinen läßt, fehlen. Nur die Menschen sind da mit ihrem Elend in jeglicher Gestalt. Durazzo wird 60 bis 80,000 Menschen meist von fragwürdigem Neutem, ohne Existenzmöglichkeit, zu fürchtbaren Verbrechen bereit, die die größte Not mit sich bringt, zählen. Ich (ein anderer Ort am Meer) mag 10,000 Seelen, Alessie 50,000, San Giovanni di Medua, Dulcigno je 70,000, Stutari aber weit über 10,000 Menschen zählen. Vielleicht aber werden diese „Großstädte“ im Augenblick, wo Du diese Zeilen in die Hände bekommst, sich schon verdoppelt haben. Denn hier wachsen die Menschen aus dem Boden. Obdach hat eigentlich nur der italienische Soldat und Beamte. Alle anderen hausen wie die wilden Tiere überal und nirgend, betrogen sich gegenseitig, schlagen sich gegenseitig tot, jowie Händel entfehen, rauben sich die kläglichen Mundvorräte.

Mit den flüchtigen Serben kommen, von der Loidurst des Lebens getrieben, hungernd, von Rage gepeißt, die Albanier aus ihren Bergen an das Meer. Kein Mensch kann sie zurücktreiben, denn es herrscht hier keine Polizei, es herrscht ausschließlich die Anarchie, das Chaos. Wollte Italien Ordnung schaffen, dann müßte es ganze Regimenter von Karabinieri herschicken, und diese würden in wenigen Wochen in der Schiffsarbeit untergehen. Halb Serbien, halb oder dreiviertel Albanien, vielleicht ganz Albanien ist bis ans Meer gerückt. Man sagt zwar, in den Bergen stehen noch die wahren Feinde des Verbandes unter den Albanern. Ich möchte das fast für ausgeschlossen halten. Denn wo sollen diese zahllosen Menschen herkommen sein? Ich kann mir das schon darum nicht vorstellen, weil im Innern von Albanien alles ausgezehrt ist, was an Lebensmittelvorräten dort gelegen haben mag. Serbische Truppen müssen nach der Darstellung der Geretteten sich dort ihre Nahrung in heißen Kämpfen mit den Albanern erstritten haben. Die Berge und Täler zwischen Dibra und Kroja, zwischen Struga und Elbassan sowie Tirana, zwischen Drochi und Alessie sollen mit Leuten im Kampf gefallener Serben und Albanier besetzt sein. So erzählt es der Nest der ans Meer geschickten Serben. Die Soldaten sind nur noch Schattengebilde. Den Befehlen ihrer Offiziere gehorchen die wenigsten. Und die Offiziere wagen es

aus Sorge um ihr Leben auch gar nicht einmal, die Unbotmäßigkeit zur Weichenhaft zu ziehen. Unhüßlich sind sie alle bis auf wenige Ausnahmen gebrochen.

Nicht jeder ist Soldat, der einen Waffenrock trägt. Für einen Bissen Brot gibt ihm der Soldat jedem, ganz gleich ob Albanier oder Grieche, hin. Wer Brot hat und friert, kauft Uniformen auf, um wenigstens in den bitter kalten Nächten sich das Lager im Freien etwas besser auszugestalten. Leider aber werden diese „Beati possidentes“ oft genug in der Nacht das Opfer von Ueberfällen, das „Lager“ wechselt den Besitzer, der Ueberfallene selber aber wird ins Meer geworfen. So wandern Uniformen von einer Hand in die andere, und schließlich sind die gefährlichsten Stränge diejenigen, die noch am meisten militärisch aussehen. Schwere und Strümpfe tragen nur noch die wenigsten Soldaten. Sie laufen barfuß herum. Wer denkt hier auch an solchen Luxus?

Am Tage wird jeder, der auf einer Barle aufs Meer sich wagen wollte, eingeholt und „unschädlich“ gemacht. In der Nacht aber wimmelt das Meer von diesen Haien und Hyänen, denen wegen der Notwendigkeit, alles in Dunkel zu halten, absolet nicht beizukommen ist. Die Tatsachen, die sich da des Nachts abspielen, lassen sich gar nicht feststellen. Wie gesagt, haben unsere Soldaten allen Grund, die Fährnisse des nächtlichen Landungsgeschäfts zu fürchten. Auf verhältnismäßig engem Raum, die größtmögliche Piraterie, die Ohnmacht von drei Großmächten, Englands, Frankreichs und Italiens gegenüber einer Horde von Seeräubern, die erfolgreich und durch das Dunkel, oder wenn man will, durch die Nähe der feindlichen U-Boote geschützt, den Kampf mit den modernsten Kriegsschiffen der größten Flotten der Welt aufnehmen dürfen. Das ist das furchtbar lächerliche und doch so neroös machende Döhl der Rede von Durazzo.“

Der Hund am Telephon.

Die Bemühungen der alliierten Presse, die Stimmung ihrer Leser durch allerhand erfindungsreiche Märchen munter zu erhalten, sind ebenso unterhaltend wie phantastisch. Das neueste dieser Kriegsgeschichten, die selbst den französischen und englischen Kriegshunden besonderen Geist und besondere Fähigkeit zuzusprechen suchen, findet sich im „Grellet“:

„Ein junger Offizier an der englischen Front in Frankreich, der mit einer besonderen Sendung betraut worden war, erinnerte sich, während er seinen einsamen Weg verfolgte, daß er seinen Hund, der ihm in

Feld die besten Dienste leistete, in seinem Unterstand zurückgelassen hatte. Darum eilte er, als er ein entsetztes Blochhaus erreicht hatte, sofort an den Apparat des dorthin geleiteten Feldtelephons und ließ sich mit seiner 2 Kilometer entfernten Stellung verbinden. „Was gibts?“ fragte die Stimme des Telephonisten im Schlingengraben. „Ist mein Hund bei euch?“ rief der Offizier zurück. „Janoh!“ „Gu“, bringt ihn an den Apparat!“ Die Soldaten in dem Graben brühten die Hörmauschel an das Ohr des Hundes, worauf der Offizier im Blochhaus einen Pfiff ertönen ließ und „Komm her, Bob!“ rief. Und tatsächlich sprang der Hund auf, verließ den Graben und erreichte in getrettem Lauf über 2 Kilometer seinen Herrn in der Blochhütte.“

Wer wagt noch zu behaupten, daß ein Volk den Krieg verlieren könnte, das über so geniale Kriegshunde verfügt? ...

— Seufzer. Schauspieler (der Schmiere knapp vor der Vorstellung): „Herr Direktor, ich bitte um eine Krone Vorfuß...“ sonst kann mir's heute wieder passieren, daß ich als König am Throne sitze und der Wagen knurrt, daß sie es bis in den Zuschauerraum hören!“

— Das schweibtreibende Mittel. Ein Kandidat der Medizin wurde im Examen von einem überaus strengen Examinator gefragt: „Welches sind die schweibtreibenden Mittel?“ Der Kandidat nannte hierauf die ihm bekannten nacheinander her.

„Über wenn diese alle nicht helfen?“ fragte der Examinator weiter, „was würden Sie dann anwenden?“

„Ich würde den Patienten zu Johnsen ins Examen schicken.“ erwiderte schlagfertig der Gefragte.

— Religion und e. „Gott hat auch die Sonne erschaffen. Hat er etwas dazu gebracht?“

„Ja“, sagt der kleine Hans, „e Leiter!“